



Telemachos

Fachbrief über Patenschaften und Mentoring

- Ausgabe Nr. 18/ Oktober 2019 -

[Diese Email im Browser anschauen](#)

In dieser Ausgabe

Editorial

1. Fünf Fragen an... Kelsey Lauren Deane: „Sich auf das Gegenüber einstimmen ist wichtig“
2. Was kommt: Wenn ein Rapper Mentoring macht: Reiz und Risiken eines neuen Angebots
3. Was war: Allo-Elternschaft als Vorläufer von Mentoring – ein kurzer Ausflug in die Evolution

Vorschau

Impressum

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

wussten Sie, dass man sich mit Mentoring noch berühmter und reicher machen kann, als man ohnehin schon ist?

Wenn nicht, sollten Sie ein Geschäftsmodell kennenlernen, das einer der erfolgreichsten Musiker Deutschlands kürzlich eingeführt hat. Der Clou dabei: Der Rapper dient sich höchstpersönlich jungen Männern an – als „dein Mentor für deinen persönlichen Erfolg“.

Das Idol auf der Bühne gibt dir dein Bestes – wenn du dafür blehst. Wie das funktionieren soll und wie fragwürdig, aber auch lehrreich man das finden kann, das beschreiben wir weiter unten.

Ständig sei er gefragt worden, wie Erfolg geht, erklärt der Rapper seine Mentoring-Mission. Also erzählt er darüber und gibt etwas von sich weiter. Ein Vorgehen, das Sie vielleicht auch von Mentorinnen und Paten kennen. Was es damit auf sich hat, wenn diese sich Mentees gegenüber offenbaren, das lässt sich dem Interview mit einer Forscherin aus Neuseeland entnehmen.

Es zeigt auch, wie wichtig es ist, wenn sich Mentor/innen auf das Befinden des Mentees einstimmen, statt eine Ego-Show durchzuziehen. Wenn es immer nur um einen selbst ginge, so zeigen wir zudem in einem Ausflug in die Evolution, mit dem wir eine (weitere) Wurzel des Mentoring freilegen, dann würde es uns alle gar nicht geben.

Dass Ihr Mentoring-Ansatz auch ganz ohne Guru-Mentor auskommt, glaubt und hofft

Ihr Telemachos



1. Fünf Fragen an... Kelsey Lauren Deane: „Sich auf das Gegenüber einstimmen ist wichtig“

Dass Dr. Kelsey Lauren Deane von der University of Auckland/ Neuseeland einmal in der Forschung landen würde, war nicht abzusehen. Nach ihrem Psychologie-Studium war die Kanadierin erst in der Jugendarbeit tätig, als Koordinatorin eines Jugendzentrums in der kanadischen Arktis etwa. Ihre Doktorarbeit schrieb sie in Auckland über ein mehrteiliges Mentoring-Angebot. Programme zu evaluieren gehört bis heute zu ihren Forschungsschwerpunkten. Dabei geht es ihr nicht nur um Effektivität und Wirkung. Sie will auch die Mechanismen identifizieren, die die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen fördern. Und deshalb möchte sie am liebsten dabei sein, wenn sich Mentoren und Mentees treffen.

Telemachos: Der gesunde Menschenverstand könnte meinen, dass es sinnvoll sein kann, wenn ein Mentor oder eine Patin über sich selbst erzählt, über die schwierigen Phasen des eigenen Lebens und wie sie oder er damit umgegangen ist. In einer qualitativen Studie, die Sie begleitet haben, wurde diese Form der Selbstoffenbarung näher untersucht. Was sind die Ergebnisse? Und was bedeuten sie für die Praxis?

Kelsey Deane: „Der gesunde Menschenverstand weist tatsächlich darauf hin, dass wir enge Beziehungen entwickeln, indem wir etwas von uns selbst preisgeben. Aber Selbstauskünfte von Mentoren gegenüber Mentees erzeugen auch Spannungsfelder, die man näher betrachten muss. So kann etwa, wer als

Mentor über eigene persönliche Schwierigkeiten spricht, beim jüngeren Gegenüber erhöhten Stress auslösen. Als Mentor offenzulegen, wie risikoreich man sich persönlich früher verhalten hat, kann Vertrauen schaffen – aber man kann dadurch auch zum Vorbild für fehlangepasstes Verhalten werden.

Obwohl Selbstoffenbarung in zwischenmenschlichen Beziehungen ein Thema ist, das intensiv erforscht wurde, wurde es in Studien zu Youth Mentoring weitgehend übersehen. Meine Studentin Hilary Dutton wollte diese Wissenslücke mit ihrer Doktorarbeit schließen. Sie konnte zeigen, dass sich Mentoren in ihren Mentoring-Beziehungen tatsächlich über ein breites Spektrum persönlicher Themen äußern. Wie umfangreich Dinge enthüllt werden, variiert allerdings stark zwischen den Mentoring-Dyaden.

Mentoren berichten im Allgemeinen, sie hätten das Gefühl, die Selbstauskunft würde ihnen helfen, engere Beziehungen zu ihren Mentees aufzubauen. Die jüngsten Ergebnisse bestätigen: Je mehr Dinge über sich selbst preisgeben, desto positiver nehmen ihre Mentees die Mentoring-Beziehung wahr. Einige Mentoren nutzen das Selbstoffenbaren auf eine strategische Art und Weise, die einzigartig für formelle Mentoring-Beziehungen zu sein scheint.

Allerdings stellt das Mentoren auch vor Herausforderungen. Schwierig wird es besonders, wenn ihre persönlichen Ansichten nicht mit dem übereinstimmen, was ihre Mentoringorganisation vorgibt oder was den familiären oder kulturellen Werten ihrer Mentees entspricht. Wir empfehlen daher, sich bei der Schulung von Mentoren mehr als bisher auf den Aspekt der Selbstauskunft zu fokussieren. Was etwa geeignete Trainingsinhalte sind, können wir noch nicht sagen, dazu brauchen wir noch mehr Forschung in diesem Bereich.“

Kelsey Lauren
Deane



Telemachos: Für Praktiker/-innen immer wichtig zu wissen ist, wovon die Qualität der Mentoringbeziehungen abhängt und wie sie beeinflusst werden kann. Sie haben einige der Faktoren selbst recherchiert und die Literatur gesichtet. Was ist aus Ihrer Perspektive besonders wichtig?

Kelsey Deane: „Besonders interessant ist für mich die Rolle, die die 'Affektabstimmung' (attunement) in hochwertigen Mentoringbeziehungen spielt.“

(Anmerkung der Redaktion:

Attunement – nur schwer ins Deutsche zu übersetzen, etwa mit Affektabstimmung – ist ein Konzept aus der Entwicklungspsychologie, das ursprünglich die Art und Weise erfasste, wie sich Mütter gefühlsmäßig auf ihr Kind einstellen und auf seine noch nicht-sprachlichen Äußerungen eingehen. Vereinfacht veranschaulicht: Der Säugling macht einen Laut oder verzieht das Gesicht, die Mutter mit gutem 'Attunement' erspürt, was das Kind bewegt, beruhigt etc. und geht angemessen darauf ein. Dieses Sich-Einstimmen und aktive Eingehen auf die Bedürfnisse anderer klingt leicht, ist aber ein sehr komplexer und voraussetzungsreicher Vorgang. Natürlich findet er sich nicht nur

in der Mutter-Kind-Interaktion, sondern in allen Altersgruppen und Formen von Austausch und (guten) Beziehungen.

Julia Pryce, die in Vorträgen von „attunement“ als der „geheimen Zutat für erfolgreiche (Mentoring-)Beziehungen“ spricht, definiert es als „die Fähigkeit, flexibel auf verbale und nonverbale Hinweis-Merkmale ('cues') zu reagieren, indem man die Bedürfnisse und Wünsche des Gegenübers in Betracht zieht“. Wir können dies hier nur so andeuten, werden uns bei nächster Gelegenheit um ein Interview mit Julia Pryce bemühen.)

„Gemeinsam mit Julia Pryce, die zu Attunement publiziert hat, habe ich in mehreren Projekten unter anderem daran gearbeitet, eine Skala zu entwickeln, mit der Mentoren und auch Mentees das Ausmaß ihrer Affektabstimmung selbst einschätzen können. Wir haben auch eine Anleitung angefertigt, mit der Dritte durch direkte Beobachtungen erfassen können, wie gut es Mentoren gelingt, sich einzustimmen. Das geschah in der Absicht, das Verständnis des Konzepts Affektabstimmung und seiner Bedeutung für das Mentoring zu verbessern.

Was mich an diesem Konzept fasziniert, ist, wie es drei unterschiedliche Aspekte eines Prozesses aufgreift: einmal den Aspekt innerer Reflexion (z. B. achtsame Selbstregulation), dann den kognitiven Aspekt der Perspektiven-Übernahme (z. B. das Erkennen und genaue Lesen der Reaktionen oder Signale eines Mentees und das Einbeziehen empathischer Fragen) sowie den verhaltensbezogenen Aspekt (z. B. das flexible Reagieren auf Reaktionen oder Signale, die ein Mentee sendet, und das gemeinsame Erforschen von Themen und möglichen Lösungen).

Das alles konnte ich auch schon direkt beobachten, denn ich hatte die Gelegenheit, die Interaktion zwischen Mentor und Mentee unmittelbar zu verfolgen im Rahmen zweier Studien, in denen wir teilweise mit Videokameras aufnehmen, wie Mentoren und Mentees kommunizieren.

Meine Beobachtungen dabei zeigen ebenso wie die zukunftssträchtige qualitative Arbeit von Julia Pryce: Beziehungen, die durch eine hohe Affektabstimmung des Mentors gekennzeichnet sind, haben tendenziell eine höhere Qualität. Im

nächsten Schritt werden wir nun Daten aus dieser Beobachtungsstudie nutzen, um diesen Zusammenhang quantitativ zu überprüfen.

Vielversprechend ist: Wir können Mentoren auch dazu ausbilden, sich auf den Mentee abzustimmen, denn es ist eine formbare Fähigkeit.

Telemachos: Wenn es um die Qualität geht, orientieren wir uns in Europa stark an den „Elements of Effective Practice for Mentoring“ aus den USA. Diese Standards beruhen auf einem evidenzbasierten Ansatz, der aus der Medizin stammt. Die Ansage dazu ist: Wer die beschriebenen Verfahren umsetzt, wird stärkere Wirkungen erzielen.

Allerdings wird oft gefragt, ob diese Zusammenhänge überall gelten. Für eine Studie haben Sie neuseeländische Expert/-innen aus dem Bildungs- und Sozialbereich befragt, wie Sie evidenzbasierte Ansätze wahrnehmen und wie die Weltbilder von Māori zu diesem Ansatz passen. Was kam heraus – und was folgt praktisch daraus?

Kelsey Deane: „Zunächst halte ich es für wichtig, ein gemeinsames Verständnis dessen zu haben, was wir unter 'evidenzbasiert' begreifen. Dies war ein Stein des Anstoßes für das Projekt, um die Perspektiven von Menschen zu erforschen, die im Bildungs- und Sozialbereich in Neuseeland arbeiten. Viele schienen Begriffe wie 'evidenzbasiert' oder 'forschungsbasiert' usw. synonym zu verwenden, eine Begriffsverwirrung, die wir mit der Studie bestätigen konnten. Wenn wir aber kein gemeinsames Verständnis von Terminologie haben, ist es schwer, an gleichen Zielen zu arbeiten.“

In der Interventionswissenschaft gilt ein Programm typischerweise dann als 'evidenzbasiert', wenn es mindestens durch eine, wenn nicht sogar durch mehrere randomisierte kontrollierte Studien (RCT) evaluiert wurde und sich dabei als wirksam erwiesen hat.

Eine Forderung dabei ist oft, man sollte nur jene Programme fördern, die sich bei diesen RCTs als wirksam bewährt haben, und zwar zulasten jener Programme, deren Wirkungsnachweise mit anderen Verfahren gewonnen wurden. Das halte ich für problematisch, so wie es viele neuseeländische Praktiker, politische

Entscheidungsträger und Forscher tun, seit sie unsere Ergebnisse zur Kenntnis genommen haben.

Verstehen Sie mich nicht falsch – ich bin ein absoluter Befürworter davon, Programme zu entwerfen, die auf soliden empirischen Beweisen beruhen (wo solche Beweise existieren). Und ich finde es gut, von robusten Daten auszugehen, die beim Monitoring und bei der Evaluation gewonnen wurden, wenn Programme weiterzuentwickeln und neu zu gestalten sind.

Problematisch ist nur, dass 'Qualitätsnachweise' in der traditionellen 'evidenzbasierten' Konzeptualisierung einer engen positivistischen Weltanschauung folgen.

(Anm. der Red.: Gemeint ist hier die in der Moderne dominierende erkenntnisphilosophische Position des Positivismus. Danach sind wissenschaftlich haltbare Erkenntnisse nur solche, die auf sinnlich wahrnehmbaren, tatsächlich gegebenen, überprüfbar, oft quantifizierbaren und insofern „positiven“ Befunden beruhen. Entwickelt vor allem im 19. Jahrhundert, wendet sich der Positivismus gegen traditionelle (religiös fundierte, idealistische) Sichtweisen, denen zufolge auch allein die Vernunft ein gültiges Wissen hervorbringen könne.)

Diese Weltanschauung zu privilegieren wertet andere Arten des Wissens ab. So werden auch indigene Perspektiven übergangen, die dazu neigen, qualitative Formen der Beweisführung gutzuheißen. Ob beabsichtigt oder nicht, hält man dadurch die Unterdrückung aufrecht.

Auch zu bedenken: Gut durchdachte RCTs sind teuer und erfordern erhebliches Fachwissen. Im Übrigen ist es für soziale Dienste von Natur aus komplexer, ein RCT durchzuführen, als das bei medizinischen Eingriffen der Fall ist. Alle Programme, die unzureichend ausgestattet sind und in kulturell vielfältigen Kontexten arbeiten, stellt das vor erhebliche Herausforderungen.

Unsere Empfehlungen lauten daher: Stellt sicher, dass das, was wir unter 'Qualitätsnachweis' verstehen, von pluralistischen Vorstellungen geprägt ist, die unterschiedliche Weltanschauungen einschließen. Wir befürworten solche Programme und Evaluationen zu konzipieren und zu fördern, die in Partnerschaft

mit den Betroffenen durchgeführt werden und die den tatsächlichen Bedürfnissen der Gemeinschaft entsprechen. Schließlich plädieren wir dafür, mehr Ressourcen dafür bereitzustellen, dass sich Programme in Sachen Evaluation selbst helfen können. So wird es möglich, das Fachwissen über das Spektrum robuster Bewertungsmethoden zu erweitern.“

Telemachos: Mithilfe eines RCTs konnten Sie die Auswirkungen eines speziellen neuseeländischen Jugendförderprogramms untersuchen. Der Ansatz des Projekts K, so sein Name, ist für uns eher ungewöhnlich. Denn um 14- bis 15-Jährige mit geringer Selbstwirksamkeit zu fördern, besteht es aus einem dreiwöchigen Wildnisabenteuer, einem zehntägigen gemeinnützigen Einsatz und einem Jahr Mentoring.

In Deutschland wissen wir wenig über solche multimodalen Ansätze im Mentoring. Bevor wir zu den Ergebnissen Ihrer Evaluation kommen, zunächst die Frage: Worin liegt theoretisch der Vorteil solcher Programme? Wann sollte man sich grundsätzlich überlegen, Mentoring in dieser Weise mit anderen Formaten zu ergänzen?

Kelsey Deane: „Wenn gut konzipiert, können multimodale Jugendförderprogramme meiner Meinung nach besonders effektiv darin sein, unterschiedliche Arten von Erfahrungen zu vermitteln, die entwicklungsfördernd sind. Weil man damit auf eine Reihe von individuellen Bedürfnissen eingeht, können die Programme wirkungsvoller sein.

Auch der Lerntransfer lässt sich damit steigern, also die Übertragung des Gelernten in andere Kontexte. Das gilt dann, wenn Eigenheiten des Lernens und der Entwicklung konsistent beachtet werden. Mit den verschiedenen Programmkomponenten schafft man unterschiedliche Situationen, in denen junge Menschen neuen Aktivitäten, Personen und Umgebungen ausgesetzt sind. Sicherzustellen, dass sie das Gelernte auf andere Bereiche ihres Lebens übertragen können, ist ein entscheidender Faktor für die Nachhaltigkeit der Wirkungen.

Das Projekt K beispielsweise wurde als dreistufiges Modell konzipiert. Nach dem Abenteuer in der Wildnis haben die Jugendlichen die Möglichkeit, das dort Gelernte anzuwenden, indem sie an einem Projekt teilnehmen, das ihnen ermöglichte, eigeninitiativ ihre lokale Umgebung zu erkunden und in ihrer Gemeinde einen Beitrag zu leisten. Im Anschluss daran unterstützt ein ausgebildeter erwachsener Mentor jeden Jugendlichen über ein Jahr lang in einer 1:1-Konstellation. So konnten Selbstwirksamkeitsüberzeugungen und andere Fähigkeiten, die in den vorangegangenen Komponenten entwickelt wurden, weiter gestärkt werden, nun aber ausgehend von den Zielen, die sich die jungen Menschen selbst gesetzt hatten.

Dementsprechend sollte man solche Ergänzungen zum Mentoring in Betracht ziehen, wenn bestimmten Bedingungen vorliegen. Die zusätzlichen Komponenten sollten gut eingebettet, durchdacht und von der Evidenz plausibel sein. Es sollte anzunehmen sein, dass sie sich wechselseitig verstärken. Außerdem sollte das Ganze durch eine stimmige Theorie der Wirkmechanismen (theory of change) und eine logische Analyse unterstützt werden. Und natürlich müssen diese Ergänzungen daraufhin betrachtet werden, welche Ressourcen und pragmatischen Einschränkungen es gibt, um sicherzustellen, dass die Umsetzung möglich ist.“

Telemachos: Und was hat dieses mehrteilige Programm den Jugendlichen gebracht? Welche Aspekte konnten Sie untersuchen? Und welche Schlussfolgerungen haben Sie daraus gezogen?

Kelsey Deane: „Das Jugendförderprogramm Projekt K wurde in mehreren quantitativen und qualitativen Studien umfassend evaluiert. Insgesamt zeigen die Ergebnisse konsistent einen allgemeinen Einfluss auf die Selbstwirksamkeitsüberzeugungen der Jugendlichen und auf andere psychosoziale Dimensionen. Im Falle des RCT, an dem ich beteiligt war, hielten die durchschnittlichen Effekte mindestens ein Jahr nach Beendigung des Programms durch die Teilnehmenden an.

In ähnlichen qualitativen Studien haben Jugendliche und Mitarbeitende berichtet, das Outdoor-Abenteuer wirke lebensverändernd. Diese Komponente scheint wichtige Veränderungen in der Selbstwahrnehmung zu beschleunigen, und zwar aufgrund der Intensität der Erfahrungen und der Unterstützung, die geleistet wird, um die Reflexion der eigenen Leistungen zu fördern und das Gelernte auf andere Bereiche zu übertragen.

Die Komponente des Engagements für das Gemeinwesen erweist sich in der Regel als schwieriger umzusetzen, sowohl wegen zeitlicher Zwänge als auch aufgrund der Herausforderung, dass es sich um einen authentischen, von den Jugendlichen selbst gesteuerten Einsatz handeln sollte, die einen echten Bedarf der lokalen Gemeinschaft aufgreift.

Die Mentoring-Komponente ist wirkungsvoll, wenn eine gute Passung im Tandem vorhanden ist und eine qualitativ hochwertige Beziehung aufrechterhalten wird. Allerdings gibt es Fälle, in denen die Tandems nicht funktionieren.

In einer quantitativen Studie haben wir bewertet, wie sich jede Komponente einzeln auswirkt. Es bestätigte sich, es gibt Unterschiede. Mit den Komponenten Outdoor-Abenteuer und Mentoring konnten wir jeweils eindeutig Verbesserungen in den sozialen Wirkungsdimensionen voraussagen, mit der Komponente des Engagements für das Gemeinwesen dagegen nicht.

Was ich aus allen bisherigen Forschungen zum Projekt K ziehe, ist, dass das Programm eine sehr stimmige Theorie zu den Wirkmechanismen hat und dass es sehr wirkungsvoll ist, wenn es qualitativ hochwertig umgesetzt wird. Auf was es vor allem ankommt, ist die Qualität der Beteiligten und der sich entwickelnden Beziehungen. Hochqualifizierte Koordinatoren, Unterstützer und Mentoren sowie der starke Rückhalt durch die Familie entscheiden darüber, wie das Programm eine positive Entwicklung von Jugendlichen anstoßen und verstetigen kann.

Das ist ein Ergebnis, das nicht isoliert für Projekt K gilt, sondern einen konsistenten Befund wiedergibt, wie er in allen Bereichen der Jugendhilfe auftaucht. Und das ist der Grund, wieso mir eine effektive Jugendarbeit und Mentorenausbildung so sehr am Herzen liegen.“

Zum Nachlesen:

Pat Bullen, Kelsey Deane, Kane Meissel, Shalabh Bhatnagar: *What constitutes globalised evidence? Cultural tensions and critical reflections of the evidence-based movement in New Zealand. International Journal of Psychology 2019 [hier](#).*

Kelsey Deane, Niki Harre, Julie Moore. Matthew Gordon Ray Courtney: *The Impact of the Project K Youth Development Program on Self-Efficacy: A Randomized Controlled Trial. In: Journal of Youth and Adolescence, 3/2016, S. 516-537.*

Hilary Dutton, Pat Bullen, Kelsey Deane: *“It is OK to let them know you are human too”:* *Mentor self-disclosure in formal youth mentoring relationships. In: Journal of Community Psychology, 4/2019, S. 943-963.*

Die erwähnten Skalen zur Erfassung der Affektabstimmung sind leider noch nicht publiziert und daher nicht zugänglich.



2. Was kommt: Wenn ein Rapper Mentoring macht: Reiz und Risiken eines neuen Angebots

Mentoring bieten viele Organisationen an – gemeinnützige Vereine, Stiftungen, in anderen Bereichen auch Unternehmen, Universitäten, Krankenhäuser etc. Jetzt ist ein Akteur neu dazugekommen: ein bekannter Rapper namens Kollegah, mit bürgerlichem Namen Felix Blume.

Wie es dazu kam, dass er mit einem Unternehmensberater ein Programm namens „alphaMentoring“ auf den Markt gebracht hat, erklärt er auf der [Webseite](#), überschrieben mit: „An alle Männer, die im Leben WIRKLICH etwas ERREICHEN wollen...“. Daraus zitierend, lässt sich das so zusammenfassen:

Er sei nun mal, schreibt Kollegah, „ein Vorbild für Millionen Menschen“, weil er „alles erreicht“ hat. Ständig sei er gefragt worden: „Warum wird eigentlich alles, was du anfasst zu Gold, Boss?“ Absatz. „Das ist die entscheidende Frage, mein Freund.“ Er habe gedacht: „Ich habe Verantwortung. Und ich will ihr gerecht werden.“ Es sei auch „Zeit etwas zurückzugeben“. „Deshalb habe ich mich dazu entschlossen, mein Wissen und meine Erfahrungen in einer vollkommen neuen Form von einem Mentoring-Programm weiterzugeben.“

Damit nicht genug: „Ja du hast richtig gelesen“, schreibt Kollegah. „Ich persönlich will dein Mentor für deinen persönlichen Erfolg werden.“

Wie man zu dieser besonderen Gunst kommt? Nicht nur, indem man ein paar Euros abdrückt, angeblich bis zu 2.000 Euro sollen Männer zwischen 18 und 30 bezahlt haben. Man muss auch wollen: „Um ins Mentoring mit Kollegah zugelassen zu werden“, muss man „hungrig“ sein, „ein Macher“. Das sind nicht alle, und am Ende gilt: „Der Boss entscheidet, ob du ausgewählt wirst.“ Dann aber bist Du Teil einer „Elite“.

In der Rapper-Szene sorgte das für Aufsehen, von vielen wurde Kollegah belächelt. Zwei Journalisten witterten, dass etwas faul sein könnte. Deshalb schleusten sie sich undercover als Bewerber ein.

Um es vorwegzunehmen: Wie sie im Online-Magazin vice schreiben, wird das Versprechen nicht gehalten. Von persönlicher Betreuung durch den „Boss“ könne kaum die Rede sein. Die meisten bekamen ihn allenfalls kurz oder per Videocall zu sehen. Stattdessen läuft die meiste Arbeit wohl mutmaßlich so: Angeheuerte Profi-Coaches machen mit den Teilnehmern Gruppen-Coaching. Zudem werden einige Teilnehmer selbst instruiert, andere Teilnehmer zu coachen.

Ein Bericht fasst das so zusammen: „Das Mentoring-Programm des Rappers will Männer zu Alphas machen, serviert aber nur B-Ware.“

Sie wundern sich, dass solch ein Programm hier so viel Platz bekommt? Obwohl man es als Kuriosum abtun könnte, sollte man es vielleicht ernst nehmen. Viele von Kollegahs Fans könnten auch zur Zielgruppe Ihres Angebotes gehören. Was Idole machen, sagen, anbieten, das prägt häufig die

Wahrnehmung dessen, was es sonst noch gibt. Und da der Rapper das Ganze Mentoring genannt hat, kommen wir aus der Nummer nicht raus.

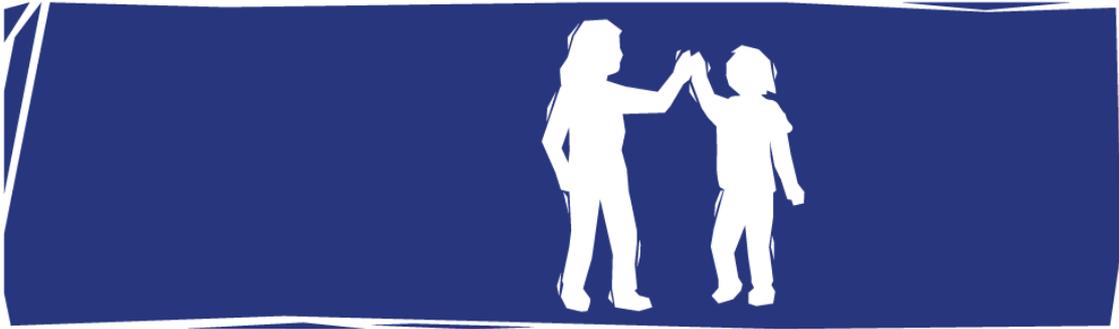
Und außerdem lässt sich vielleicht auch über das andere Mentoring etwas lernen.

Interessant ist etwa, dass Kollegah das Pathos der Selbstermächtigung aufgreift, das typisch scheint für viele US-amerikanischen Mentoring-Organisationen. Es gilt das Motto: Du musst nur hart an Dir arbeiten, dann kannst Du alles erreichen. Mentoring soll umfassend eingreifen und bei Kollegah „Wohlstand, Körper, Geist und zwischenmenschlichen Beziehungen“ betreffen.

Dabei wird beschrieben, wie Kollegah als Mentor in vielen Rollen in Erscheinung tritt, „als Vaterfigur, Unternehmensberater, Fitnesscoach, Therapeut und spiritueller Führer“. Eine Rollenvielfalt, wie sie in etwas ähnlicher Weise für Youth Mentoring von einer Wissenschaftlerin beschrieben (siehe Telemachos Nr. 7). Bei Kollegah offenbar nur mit dem Unterschied, dass er sich wohl wenig einlässt und mehr Anweisungen erteilt, die seiner eigenen Agenda folgen und die unterlegt sind mit Verschwörungstheorien.

Und das führt zu einem Punkt, auf den man immer wieder hinweisen darf. Mentoring ist als Format nicht an sich gut, sondern nur das, was damit gemacht wird. Es braucht Haltungen und eine Bindung an Werte. Wie Kollegah etwa im Video „Apokalypse“ mit antisemitischen Klischees einer jüdischen Weltverschwörung spielt, könnte er Wegbereiter dessen sein, was als „popkulturell unterfütterter machistischer Straßen-Antisemitismus“ beschrieben wird (Süddeutsche Zeitung vom 12.10.2019).

Abgesehen davon, dass diese Mentoring-Version viele Fragen aufwirft, erzählt es aber bestimmt etwas über die Wünsche und Bedürfnisse von Gruppen jugendlicher/ junger Männer. Da ist die Sehnsucht nach starker Autorität, klarer Bestimmung und eindeutigen Wegen; der Wunsch nach Zugehörigkeit, Gemeinschaft, Männer-Bünden, Gefolgschaften („Gewinner-Community“); das Bedürfnis nach stählerner Männlichkeit u.a. Alles Dinge, denen auch viele Mentoren und Patinnen begegnen und zu denen man sich als Freiwilliger und als Programm verhalten muss.



3. Was war: Allo-Elternschaft als Vorläufer von Mentoring – ein kurzer Ausflug in die Evolution

In der letzten Telemachos-Ausgabe haben wir erörtert, woher der Name Mentor stammt. Es zeigte sich, dass das Mentoring in unserem heutigen Sinne weniger auf den Mentor in Homers „Odyssee“ zurückgeht, sondern mehr auf jenen Mentor aus einem französischen Entwicklungsroman des 18. Jahrhunderts (siehe Ausgabe Nr. 17).

Jetzt wollen wir eine weitere Wurzel des Mentorings freilegen. Dafür gehen wir historisch etliche tausend Jahre weiter zurück und entdecken das, was man in der Fachsprache „Allomothering“, „Allo-Eltern“ oder einfach Ersatz-Eltern nennt.

Stellen Sie sich dazu vor, Sie leben als Mutter in einem Urwald, vielleicht in einer Höhle oder mit ein paar Baumstämmen als Schutz über dem Kopf, ganz sicher aber umgeben von gefährlichen Tieren. Zu essen gibt es nur, was Sie an Früchten sammeln oder andere von der Jagd Heim bringen. Sie wissen, es geht tagaus tagein um das Überleben, denn Krankheiten und Verletzungen können schnell mit dem Tod enden.

Was würden Sie tun, um in dieser Lage als Mutter bestmöglich für das Überleben ihres Kindes bzw. ihrer Kinder zu sorgen?

Sie würden, so wie dies Mütter über viele Jahrtausende lang in Jäger- und Sammler-Kulturen getan haben, andere Menschen aus ihrer Gruppe dafür gewinnen, auf ihre Kinder aufzupassen. Schließlich war kein Verlass darauf, dass der Vater das Essen besorgt. Sie mussten selbst ran. Beim Früchte-sammeln das Kind immer mitschleppen – zu anstrengend! Es irgendwo

abzulegen – zu gefährlich! Und überhaupt wussten Sie ja nicht, angesichts des allgegenwärtigen Todes, wie lange Sie sich kümmern konnten.

So kam es, dass früh in der Menschheitsgeschichte normal war, was die moderne Evolutionsbiologie die 'kooperative Aufzucht' nennt. Evolutionär gesehen, erhöhte die gemeinschaftliche Betreuung einfach die Überlebenschancen. Mütter waren Hauptbezugspersonen, aber ohne tatkräftige Unterstützung anderer ging es nicht. Es brauchte Väter, Geschwister, Verwandte, Großeltern, aber weil alle von ihnen auch ausfallen konnten, brauchte es auch andere aus der Sippe. Menschen, die die Evolutionsforscher und Anthropologen Allo-Eltern nennen.

Dass sich so nicht-verwandte Erwachsene an der Aufzucht von Kindern beteiligten, die damit gar nicht ihre Gene weitergeben konnten, machte Wissenschaftlern lange Kopfzerbrechen, weil diese Erwachsenen, so die traditionelle Erwartung der Evolutionstheorie, keine eigenen Gene weitergeben. Inzwischen sieht man: Gene hin oder her, wer sich als nicht-verwandter Erwachsener für die Kinder anderer einsetzte, sicherte eher auch das eigene Überleben, in der Gemeinschaft eben, von deren Bestand man abhängt.

(Obwohl lange nicht vorstellbar, haben Forscher/-innen längst auch Tierarten entdeckt, in denen sich erwachsene Tiere ebenfalls um fremde Brut kümmern.)

Es lohnt, sich dieser Überlebenspraxis der 'kooperativen Aufzucht' zu erinnern, da seit der Moderne, der Privatisierung von Ehe und Familie, das Bild aufgekommen ist, dass Fürsorge für Kinder 'natürliche Aufgabe' der Mütter, der Eltern oder zumindest der eigenen Familie ist (außer die Kinder befinden sich in Obhut der Institutionen, die für Bildung und Betreuung aufgebaut wurden und die professionell arbeiten). Die Praxis über die längste Zeit der Menschheitsgeschichte war eine andere.

Mehr noch: Dass wir heute als Menschen so sozial kooperierende Wesen sind, sozial viel versierter als Tiere, hängt für Forscherinnen wie Sarah Blaffer Hrdy mit diesem Zwang zur kooperativen Aufzucht zusammen. Schon die aller-kleinsten Kinder konnten sich nicht nur an der Mutter orientieren, denn sie erlebten, dass sie auch von anderen abhängig sind. Nur wenn sie deren Gunst gewinnen und deren Verhalten verstehen konnten, kamen sie gut durch.

Spätestens mit neun Monaten wollen Babys erkennen, was andere Menschen als die eigene Mutter tun und denken – genau der Zeitpunkt, so Hrdy, zu dem sie in Jäger-und-Sammler-Gesellschaften allmählich von anderen betreut wurden. Daher auch die Kontaktfreude von Babys. Im Laufe von vielen Jahrtausenden hat unsere Spezies so soziale Antennen und Kooperationsmuster ausgebildet, von denen wir heute profitieren (meistens zumindest).

Zum Nachlesen:

Sarah Blaffer Hrdy: Mütter und andere. Wie uns die Evolution zu sozialen Wesen gemacht hat. Berlin 2010.

Last but not least

Die nächste Ausgabe enthält ein Interview mit einer Wissenschaftlerin aus Frankfurt, die für Ihre Dissertation einen Preis gewonnen hat. Außergewöhnlich daran: Ihre qualitative Studie zu Mentoring besteht über weite Strecken aus der Analyse zweier Fälle, in denen es viel zu entdecken gibt. Unter anderem ein (in Forschung und Praxis?) noch wenig beachtetes Phänomen, das man psychoanalytisch 'Übertragung' nennt.

Impressum

Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V.,
Fehmarner Str. 12, 13353 Berlin
Tel.: 030 22 06 35 26, Mobil: 0172 599 43 48,
Mail: info@kipa-berlin.de
www.kipa-berlin.de

Vorstand: Florian Amoruso-Stenzel, Stefanie Corogil, Dr. Kerstin Falk,
Vereinsregisternummer: VR 31514
Steuernummer: 27/673/53968

Autor: Bernd Schüler

Redaktion: Gloria Amoruso, Florian Amoruso-Stenzel, Bernd Schüler
telemachos@kipa-berlin.de

Design: Eva Lisette Zahneissen, mail@edelconfetti.de

Der Fachbrief 'Telemachos' wird über die 'Aktion Zusammen wachsen' des Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben in Köln finanziert.

